

## Vorwort

Das jetzt vorgelegte Heft der MThZ ist einmal mehr der Ökumene gewidmet. Wie vieltufig und feingliedrig sich die Verständigung der Kirchen in der einen Kirche Jesu Christi gestaltet, hat sich in Praxis und Theorie längst erwiesen: Ökumene braucht Umfassenderes als das Ringen um Formulierungen; zu berücksichtigen sind Fragen der Mentalität, der kulturellen Prägung, des ästhetisch-spirituellen Empfindens.

Welche Bedeutung die Dogmengeschichte als Schriftauslegung für das ökumenische Reifen hat, zeigt *Thomas Söding* in seinem Beitrag über das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn, über Martin Luther und Johannes Eck. Nicht zufällig klingen einige der zentralen Themen kontroverstheologischen Denkens aus der Reformationszeit an: Gnade und Freiheit, verfußt im Kontext bußtheologischer Disputationen. Södings Resümee: „Nach wie vor lassen sich die konfessionellen Profile in den Deutungen des Gleichnisses ausmachen. Anders als früher, können sie aber einander gelten lassen“ (201).

Anders als früher und doch konfessionell verantwortungsbewusst läßt sich mit *Gunther Wenz* über Maria als „Gottesmutter“ reden. Dies wird insofern möglich, als der Verfasser bei der Alten Kirche ansetzt und von dorthin gewissermaßen fundamental-ökumenisch bzw. fundamental-ekklesiologisch überlegt – zum Beispiel im Blick auf entsprechende Implikationen des Maria-assumpta-Dogmas: „Einvernehmen besteht, dass das Wesen der Kirche unvergänglich ist und dass diese trotz Tod und Teufel beständig sein und bleiben wird“ (217). Höchst „erörterungsbedürftig“ aber sei, „was die für Maria in Anschlag gebrachte leibhafte Erhöhung zur Himmelskönigin für die sichtbare Erscheinungsgestalt der Kirche bedeutet“ (217).

*Johannes Oeldemann* stellt zwei neue Konsensdokumente vor, die er detailliert und nüchtern nach ihren Genesen und Inhalten befragt. Es handelt sich um das finnische Dokument „Wachsende Gemeinschaft“ von 2017 und einen Arbeitskreisbericht über „Kirche und Kirchengemeinschaft“ aus dem Jahr 2019. Der Verfasser weiß bei aller theologischen Zusammenschau und seiner Sympathie für sie um das Mentalitätenproblem. Stehen doch „die finnischen Lutheraner“ aufgrund „ihrer ‚hochkirchlichen‘ Tradition der katholischen Kirche sicherlich näher als viele andere Lutheraner“ (236).

Über das „Katholische“ – das, wie das „Evangelische“, zu jeder christlichen Konfession gehört – macht sich *Michael Quisinsky* Gedanken. Er unterstreicht den Anspruch, der dem Catholica-Thema Begrenzung und Entgrenzung zugleich auferlegt und zeigt den inkarnatorischen Charakter christlicher Glaubenshaltungen. Diesen erwächst „ein ‚katholisches‘ Verständnis von Leben und Denken, in der die uneinholbare Einheit der Geschichte und die ebenso uneinholbare Vielheit der Geschichten im Horizont der göttlichen Lebensfülle ihre Verbindung finden“ (251).

*Peter Schütz* greift die Mentalitätenfrage dezidiert auf und konkretisiert sie mit einem Blick auf Friedrich Heiler, dessen wissenschaftliches Interesse für Frömmigkeit und Spiritualität als Paradestück einer „Ökumene der Mentalitäten“ (262) gelten mag. Der Verfasser macht zudem mit einem Symposium bekannt, welches von theologischen Nach-

wuchskräften am Zentrum für Ökumenische Forschung der Münchener Universität im Sommer dieses Jahres bestritten wurde. Demnach hält die Frage nach konfessionellen Mentalitäten „Chancen und Risiken“ bereit, die der gesteigerten methodischen Aufmerksamkeit bedürfen.

Wie „klingt katholisch“ – wie „byzantinisch“? Diese originelle Formulierung führt sozusagen die Feingeister in die Mentalitätenfrage ein. Es geht um Spiritualität und deren Expressivität, um Gefühle göttlicher Präsenz und des Gotteslobes. *Konstantin Nikolakopoulos* vertritt die byzantinische Kirchenmusik, in der als einziges Instrument die „von Gott geschenkte menschliche Stimme“ (265) zählt. Warum? Sie allein sei „in der Lage, sich direkt an Gott zu wenden und zu bitten und darüber hinaus die geistige Atmosphäre der Gemeinde gebührend auszudrücken“ (265 f.). Einstimmigkeit ist ein typisches Merkmal dieser Art des Musizierens, ebenso ein Intervallreichtum, der sich mit „profanen Instrumenten“ nicht wiedergeben lässt.

*Franz Karl Praßl* schließlich horcht in die „katholische Klangwelt“ hinein. Von konfessionellen Mentalitäten spricht er nicht generell, doch er demonstriert die gemütsprägende Wucht der Musik, die im Lauf der Zeit das konfessionell „Gehörige“ hervorgebracht hat. Dass die katholische Welt beträchtliche Unterschiede nach Kulturkreis und Nation kennt, bezeugt nicht zuletzt die Orgel. „Französisch-katholisch ist im Bereich der liturgischen Musik des Barock zweifellos eine interessante Gegenwelt zum zentraleuropäischen Barock, zu dem natürlich auch Länder wie Böhmen, Ungarn oder Polen gehören“ (280).

Die Mentalitätenfrage soll die ökumenische Diskussion ergänzen, nicht grundstürzend verändern. Doch wie viel es auf diesem Gebiet noch zu tun gibt, zeigt das neue Heft eindrucksvoll. Viel Spaß beim Lesen!

München, 14. September 2019

Prof. Dr. Bertram Stubenrauch  
Mitglied der MThZ-Schriftleitung